

Zürich



Lernen im Lärm In Wipkingen ist ein neues Wohnhaus für Studierende entstanden – direkt an der Rosengartenstrasse. 17

«Es ärgerte sie, dass wir Spass hatten»

Kunst Mit ihrer ersten Ausstellung im Strauhof sorgte Bice Curiger 1975 für Aufsehen – die Szene feierte, Frauenrechtlerinnen waren wütend. Nun kehrt die Kuratorin an den ehemaligen «Tatort» zurück.

Annik Hosmann

Die Wände des Museums Strauhof haben viele Geschichten erlebt. Auch jene von Bice Curiger, die hier vor 45 Jahren als Teil eines feministischen Kollektivs mit der Ausstellung «Frauen sehen Frauen» für Furore sorgte und vor 40 Jahren mit «Saus und Braus. Stadtkunst» ihre erste Ausstellung kuratierte.

Jetzt steht Curiger wieder vor diesen Wänden und erzählt, wie es damals war. Dass sie zurückgekehrt ist, hat einen Grund: Zusammen mit Stefan Zweifel kuratiert sie die Ausstellung «Ausbruch & Rausch. Zürich 1975–1980. Frauen Kunst Punk», in der ab dem 21. August Originalwerke aus jener Zeit zusammen mit Filmaufnahmen und Archivmaterialien zu sehen sein werden.

Frau Curiger, Sie fragten kürzlich in einem Text: «Was geschah zwischen 1975 und 1980, was vorher und nachher nicht möglich schien?» Ja, was denn?

Unser amateurhaftes Zusammenkommen und die grosse Resonanz unserer Aktionen in einem Moment, in dem gewaltige Veränderungen im Gang waren. Auch heute leben wir wieder in einer Zeit des Wandels und sind gleichzeitig vollkommen durchprofessionalisiert.

Wie nehmen Sie diesen Wandel wahr?

Mit dem zunehmenden Bewusstsein für die prekäre Situation unseres Planeten hat auch der Aktivismus zugenommen. Damit sind seine Chancen, aber ebenso die Gefahren wieder deutlich geworden. Das soll kein Plädoyer für blinden Aktivismus sein, aber es braucht die Reflexion. Wir überlassen das Nachdenken über Kultur immer den Rechten mit ihren statischen, rückwärtsgerichteten Vorstellungen. Und mit Kultur meine ich nicht Kunst oder Musik, sondern Kultur im weiten Sinn, die im Lokalen beginnt. Es geht dabei nicht um Politgeschichte. Das ärgert mich auch an der ganzen 68er- und 80er-Diskussion; oft geht es nur um die Frage, wer die Schlacht gewonnen hat.

Woran liegt das?

Wir sind ein Bauernvolk, es gibt eine riesige Skepsis gegenüber einem ambitionierten Nachdenken. Das ist die Achillesferse einer demokratisierten Kultur. Für Kunstschaffende wird sehr viel gemacht in der Schweiz, aber nicht für eine geistige Auseinandersetzung. Wir geben den Künstlern Geld. Aber über die Kunst reden will niemand, es heisst dann oft, dass man das hochgestochene Gschnörr nicht hören wolle. Ich glaube, deshalb gehen auch viele Künstler ins Ausland – take the money and run!

Sie haben die Höhere Töchterschule besucht und damals schon rebelliert. Waren Sie immer ein kritischer Geist? Ja, dabei aber eher auf der hedonistischen Seite; mir war früh schnell alles zu dogmatisch und zu pseudotheoretisch. Als wir «Frauen sehen Frauen» organi-



«Frauen wurden lange nur als Fleisch gezeigt», sagt die Kuratorin Bice Curiger. Foto: Samuel Schalch

sierten, waren wir ein Amateurtrüppchen zwischen 25 und 35 Jahren. Wir haben einfach gemacht – und die Leute sind in Scharen gekommen, und die Presse hat seitenweise über uns geschrieben. Unglaublich aus heutiger Sicht!

Wie kam denn «Frauen sehen Frauen» zustande?

Wir waren eine lose Gruppe von Frauen und hatten schon das etwas schräge «Panzerknackerball» vorgeführt im kurzlebigen Kulturzirkus Bramarbasani. Be-

Bice Curiger

Die 72-jährige Zürcherin Beatrice «Bice» Curiger ist eine der wichtigsten Kuratorinnen und Kunstwissenschaftlerinnen der Schweiz. Sie gründete 1984 zusammen mit Jacqueline Burckhardt und Dieter von Graffenried die Zeitschrift «Parkett», ab 1992 war sie über zehn Jahre lang feste Kuratorin am Kunsthaus Zürich, und 2011 kuratierte sie als erste Frau die Biennale Venedig. Heute ist sie künstlerische Leiterin der Fondation Vincent van Gogh in Arles. (aho)

teiligt war auch die Zürcher Künstlerin Heidi Bucher, die gerade aus Kalifornien zurückkam und uns irgendwann von «Womanhouse», einem Projekt in Los Angeles, erzählte. Dort hatten Frauen ein Haus mit Kunst und Aktionen von Frauen gefüllt. Wir fanden, das können wir hier in Zürich auch.

Sie haben mit der Ausstellung alte Frauenrechtlerinnen gegen sich aufgebracht, weil Sie mit Männern zusammengearbeitet haben.

Ja, weil wir unter anderem deutlich auch Sexualität thematisiert haben. Das schien ihnen wohl zu frivol. Aber auch gewisse jüngere Feministinnen waren aufgebracht, als wir dann bei den Theateraufführungen mit Männern auf der Bühne standen. Es ärgerte sie auch, dass wir Spass hatten.

Also dass es nicht nur um den Kampf ging?

Genau. Obwohl wir ernste Themen wie Abtreibung behandelten, die ja traurigerweise aktuell geblieben sind. Wir wollten nicht nur eine Kunstaussstellung ma-

chen, sondern Inhalte möglichst direkt vermitteln.

Ein Thema war auch der «Male Gaze», der männliche Blick auf die Frauen. Sie haben damals einen Fotoman realisiert, in dem Sie eine Ministerin, die Callboys empfängt, spielen. Also das Gegenteil davon, was damals wohl gang und gäbe war ...

Das Herstellen allein war schon ein Erlebnis. Ich arbeitete mit einer Fotografin und drei Kunstschülern, die damals mit performativer Konzept-Fotografie experimentierten und sich ohnehin schon den ganzen Tag mehr oder weniger nackt fotografieren. Als die Männer die Polaroidbilder von ihnen und mir sahen, waren sie schockiert! Das ist ja verrückt, sagten sie, das sei ja nur Fleisch, sie seien Fleisch. Dabei wurden Frauen in der Kunst jahrhundertlang genau so gezeigt – als Fleisch.

Fünf Jahre später haben Sie im Strauhof eine weitere Ausstellung kuratiert: «Saus und Braus». Stimmt es, dass Sie Adriano Celentanos Lied «Un

po' artista, un po' no» dazu inspiriert hat?

Es ging darum, nicht nur die junge Kunstszene auszustellen, sondern das Ineinanderfließen von Kunst- und der damals erstarkten Musikszene, in welcher das Amateurhafte ein befreiendes Element darstellte.

Fischli/Weiss stellten zum ersten Mal gemeinsam aus und zeigten ihre «Wurstserie», die heute eine Ikone der Schweizer Kunstgeschichte ist.

David Weiss und Peter Fischli waren damals schon Profis, aber es war der Anfang ihres Künstlerkollektivs. Rückblickend markiert all das den Aufbruch in die Postmoderne.

Sibylle Berg schrieb, dass Sie zusammen mit Sissi Zöbeli, Walter Keller und anderen Zürich zu einem Baby-New-York gemacht hätten. Wann wurde Ihnen bewusst, dass die Ausstellungen diesen grossen Einfluss haben?

Uns ging es um den Moment! Wir fühlten uns befugt, etwas aufzuzeigen, was uns betraf, unser neues Selbstverständnis, das sich anbahnte. Wenn ich heute die Filmdokumente anschau, spürt man die Energie. Es ist, als hätten wir auf einen Knopf gedrückt. Die Zeit war reif für ein Umdenken in der Kultur.

Im Mai 1980, mitten in den Vorbereitungen zu «Saus und Braus», begannen die Jugendunruhen, «Züri brännt». Wo waren Sie damals?

Ich kam mit dem Zug von der Biennale in Venedig zurück. Als ich aus dem Bahnhof trat, sah ich die eingeschlagenen Scheiben und die im Chaos versinkende Bahnhofstrasse. Ich kannte einige Leute, die an den Krawallen mitmachten. Ich selber sammelte nur die Flyer, die überall verteilt wurden, einige davon waren sehr erheiternd und kreativ.

In den Siebzigern und Achtzigern ging es darum, aus der gesellschaftlichen Enge auszubrechen. Haben Sie heute manchmal noch das Bedürfnis nach Ausbruch?

Die Erfahrungen, die ich damals gemacht habe, begleiteten mich professionell mein Leben lang, und davon habe ich immer gezehrt. Heute hätte ich manchmal den Wunsch, auszubrechen aus dieser tendenziell weltumspannend gewordenen Monokultur, in der alle in schlechtem Englisch in den sozialen Medien posten und die den Charme eines Taxifreeshops verströmt.

40 Jahre nach «Züri brännt»



Serie In loser Folge rückt der TA Protagonisten, Schauplätze sowie Themen der Jugendunruhen von 1980 in den Fokus.

Hunderte Zürcher Schüler müssen zu Hause bleiben

Kampf gegen Covid-19 Das neue Schuljahr hat am Montag wegen des Coronavirus nicht in Vollbesetzung begonnen. Wie die Bildungsdirektion mitteilte, sind derzeit Hunderte Schülerinnen und Schüler in Quarantäne, weil sie in einem Risikogebiet in den Ferien waren. In den Berufsschulen sind es 60 Jugendliche, in den Mittelschulen 25. Aus den Volksschulen sind bisher 585 abwesende Kinder gemeldet worden.

Allerdings dürfte die Zahl bei den Volksschülerinnen und Volksschülern noch höher liegen, da noch nicht alle Schulen ihre Corona-bedingten Abwesenheiten gemeldet haben.

Masken zum Einstandspreis

Der Kanton Zürich verzichtet derzeit noch auf eine generelle Maskenpflicht in den Schulen. Sollte eine solche aber nötig werden, sei man vorbereitet, teilt die Bildungsdirektion mit. Die Mittel- und Berufsschulen verfügen über einen Grundstock an Gesichtsmasken.

An den Schulen können aber nur die Angestellten Masken beziehen. Schülerinnen und Schüler müssen sie selber mitbringen. Volksschulen können bei der Kantonalen Drucksachen- und Materialzentrale Masken zum Einstandspreis einkaufen, wie eine Sprecherin der Bildungsdirektion mitteilt.

Eine generelle Maskenpflicht dürfen die Schulen nicht auf eigene Faust verhängen, dafür ist allein der Kanton zuständig. Selbstständig dürfen die Schulen nur für spezielle Anlässe oder Unterrichtssituationen eine Maskenpflicht anordnen – und wenn die Abstände nicht eingehalten werden können. Flächendeckende Tests von ganzen Schulklassen, in denen eine Person positiv getestet wurde, sind nicht vorgesehen. «Wir erachten das nicht als geeignetes Mittel, um Ansteckungen zu verhindern. Ein negatives Testergebnis kann Betroffene auch in falscher Sicherheit wiegen», schreibt die Bildungsdirektion. (sch)

70 Neuinfizierte in einem Tag

Zürich Im Kanton Zürich sind in den letzten 24 Stunden 70 Personen positiv auf das Coronavirus getestet worden. Das ist die höchste Zahl seit dem 9. April. In der letzten Woche sind vor allem 20- bis 39-Jährige als Covid-19-Angesteckte identifiziert worden.

Die Neuinfizierten der letzten Woche wohnen vor allem in den grösseren Zentren – in Zürich, Winterthur, im Glattal und im Limmattal.

Der 7-Tage-Durchschnitt liegt nun bei 55 täglichen Neuinfektionen, der 14-Tage-Durchschnitt bei 43. Beim 2-Wochen-Wert von 60 ist ein Land gemäss Definition des Bundes ein Risikogebiet. Wie die Zürcher Gesundheitsdirektion mitteilt, sind derzeit 32 Covid-Patientinnen und -Patienten im Spital, 9 von ihnen müssen beatmet werden. Gestorben sind seit März im Kanton Zürich insgesamt 139 Corona-Patienten und -Patientinnen. In Isolation sind im Kanton derzeit 651 Menschen, in Quarantäne etwa 7000. Vom 10. bis zum 16. August liessen sich 9253 Menschen auf das Coronavirus testen, 342 waren positiv. (pu)